

FLUCHT AUF LEBEN UND TOD ...

Die Fluchtkatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa 1944/45 Band V/04

Die Flucht vor der Roten Armee aus Rumänien

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete über die sowjetischen Vorstöße nach Rumänien; Evakuierungsmaßnahmen und die Flucht der Rumänien-Deutschen (x007/64E-75E): >>... Evakuierung und Flucht aus den Randgebieten Siebenbürgens und des Banats

Hatte sich die militärische Situation im Inneren Rumäniens schon wenige Tage nach dem Umsturz zugunsten der neuen Regierung geklärt, so war die Lage an den Grenzen im Norden und Westen des Landes zunächst völlig unübersichtlich. Die in den Randprovinzen stationierten deutschen Truppen waren im allgemeinen ungehindert nach Ungarn und Serbien abgerückt. Die zerschlagenen Reste der deutschen 6. und 8. Armee sammelten sich im Gebiet des Szeklerlandes und suchten von dort aus, im Osten auf den Höhenzügen der Karpaten, im Westen dem Verlauf der Schiedspruch-Grenze folgend, neue Fronten zu schaffen.

Obergruppenführer Phleps wurde zum Bevollmächtigten General und Höheren SS- und Polizeiführer in Siebenbürgen ernannt, doch fehlte es auch ihm an einsatzfähigen Truppen. Lediglich die rasch nach Nord-Siebenbürgen geworfene 8. SS-Kavalleriedivision (Standartenführer Rumohr) bot einen gewissen Halt. Im übrigen war die fast 1.000 Kilometer lange Grenze von Siebenbürgen bis zum Eisernen Tor kaum gesichert. Erst allmählich wurden die ungarischen Grenzschatzeinheiten durch neu herangeführte deutsche und ungarische Divisionen verstärkt. Freilich standen auch auf rumänischer Seite außer der Grenzbewachung zunächst nur geringfügige reguläre Truppen, die an ein Vorgehen nicht denken konnten. Versprengten deutschen Soldaten, aber auch Volksdeutschen Flüchtlingen aus Siebenbürgen und dem Banat gelang es in zahlreichen Fällen, die nur unzureichend bewachten Grenzen zu überqueren.

Das Einströmen der Sowjetarmeen nach Innerrumänien vollzog sich überraschend langsam; ein größerer Teil der sowjetischen Truppen wurde zur Besetzung Bulgariens nach Süden abgezweigt. So sah sich die inzwischen neu formierte Heeresgruppe Frießner - ab 24. September Heeresgruppe Süd - ermutigt, einen Gegenstoß anzusetzen, der unter Umständen zur Wiedergewinnung Süd-Siebenbürgens und zur Sperrung der südlichen Karpatenpässe vor dem Heranrücken der Sowjets führen sollte.

Am 5. September traten Einheiten der ungarischen 2. Armee und der deutschen "Gruppe Siebenbürgen" (Phleps) aus dem Raum Klausenburg- Neumarkt zum Angriff an. Das Erscheinen sowjetischer Spitzen in Kronstadt am 7. September machte die weiter gefaßten Pläne trotz guter Anfangserfolge illusorisch. Doch gelang es den deutsch-ungarischen Kräften in den harten Kämpfen der nächsten Wochen, die Front nach Räumung des Szekler-Zipfels an der Mieresch-Linie vorläufig zum Stehen zu bringen (25. September).

Die geflüchteten Funktionäre der deutschen Volksgruppe unter Andreas Schmidt hatten versucht, in Nord-Siebenbürgen aus volksdeutschen SS-Urlaubern und geflüchteten Siebenbürgern provisorische Hilfseinheiten zur Befreiung Siebenbürgens zusammenzustellen. Mit Unterstützung der Division "Florian Geyer" gelang es diesen in den ersten Tagen des deutsch-ungarischen Vorgehens, am 7. und 8. September, die Deutschen der am Südrande des Szekler-Zipfels gelegenen Dörfer Katzendorf und Draas, sowie die sächsischen Gemeinden Zendersch, Zuckmantel, Felldorf, Maniersch und Rode südlich Neumarkt zu evakuieren.

Weitere Aktionen scheiterten am Vordringen der Russen, die die Nachbarorte bereits besetzt hatten. Die Evakuierten, die zum Teil in Trecks mit ihren Gespannen, ihrem Vieh, zum Teil unvorbereitet und nur "in den Arbeitskleidern" geflohen waren, wurden über Neumarkt nach

Sächsisch-Reen geführt und dort der anlaufenden Evakuierung Nord-Siebenbürgens angeschlossen.

Im Gegensatz zur Führung der Deutschen Volksgruppe in Rumänien unter Andreas Schmidt hatte sich die Gebietsleitung der Volksgruppe in Nord-Siebenbürgen, die seit dem Wiener Schiedsspruch Budapest unterstellt war, schon im Frühjahr 1944 mit Evakuierungsplänen befaßt. Nord-Siebenbürgen war seit dem im März 1944 erfolgten Einbruch der Sowjets in die Bukowina und nördliche Moldau unmittelbares Hinterland der Front.

Bereits im Herbst 1943 hatten die Trecks der vor der Roten Armee geflüchteten Schwarzmeer- und Krim-Deutschen Nord-Siebenbürgen passiert; im April 1944 waren ihnen 63.000 Transnistrien-Deutsche, im Juni Trecks und Transporte mit Volksdeutschen aus der Ukraine gefolgt. In der Betreuung dieser Flüchtlinge sammelte die Volksgruppe Erfahrungen. Sie kaufte zurückgelassene Gespanne an, teilte die nordsiebenbürgischen Gemeinden für den Ernstfall in Treckgruppen ein, bestimmte Treckleiter, legte Verpflegungs- und Sanitätsstationen fest und sprach die Pläne in Budapest mit der Volksgruppenführung und mit reichsdeutschen Stellen (Volksdeutsche Mittelstelle) ab.

Nach der rumänischen Kapitulation wurden die Vorbereitungen intensiviert. Am 5. September gab Obergruppenführer Phleps, der selbst Siebenbürger war und daher bei der volksdeutschen Führung Vertrauen genoß, Weisung, die Evakuierung zu beginnen - ungeachtet der gleichzeitig einsetzenden Angriffsoperationen. Die ungarischen Behörden machten zunächst Schwierigkeiten.

Nach Rückfrage in Budapest gab der Obergespan (Gouverneur) des Komitats Maros-Torda jedoch am 10. September Befehl, allen, die das Komitat freiwillig verlassen wollten, den Weg freizugeben; gelegentlich war dann sogar von einem Räumungsbefehl des Oberstuhlrichters die Rede. Am 10. September abends gab die Kreisleitung der Volksgruppe den Startbefehl für die deutschen Gemeinden um Sächsisch-Reen, deren Trecks sich in den folgenden Tagen nach Nordwesten in Bewegung setzten. Zwischen dem 17. und 20. September folgten die Trecks des Bistritzer Kreises.

Frauen und Kinder waren zum Teil schon vor dem Aufbruch der Trecks mit Militärfahrzeugen und Bahntransporten vorausgeschickt worden. Auch die bürgerliche Bevölkerung der Städte Sächsisch-Reen und Bistritz wurde mit Transportzügen evakuiert, deren letzter Bistritz erst am 9. Oktober verließ. Auf den Dörfern zogen nicht selten auch Pfarrer und Lehrer, Ärzte und Apotheker im Treck mit.

In ihrer großen Mehrzahl leisteten die sächsischen Bewohner der mehr als vierzig nordsiebenbürgischen Gemeinden den Räumungsbefehlen der Volksgruppenführung, die freilich gelegentlich von einer Räumung für wenige Tage oder doch nur einige Wochen sprachen, ohne Widerspruch Folge, so schwer ihnen das Verlassen der angestammten Heimat wurde. Zögernde wurden allerdings von Wehrmacht, SS und in einzelnen Fällen sogar ungarischer Gendarmerie mit Nachdruck zur Räumung aufgefordert; einzelne zurückgebliebene Familien wurden noch Anfang Oktober von Räumkommandos der SS gewaltsam evakuiert.

Nachdem zwischen dem 10. und 12. Oktober mit den abrückenden deutschen Truppen auch die letzten zum Schutz der geräumten Dörfer zurückgelassenen Nachhuten abgezogen waren, dürften die sowjetischen Truppen bei ihrem Einmarsch in Nord-Siebenbürgen nur noch sehr vereinzelt deutsche Bewohner angetroffen haben.

Die Größe der Trecks schwankte, den Einwohnerzahlen der einzelnen deutschen Dörfer entsprechend, zwischen 50 und 400 Fuhrwerken, die zum Teil mit Pferden, zum Teil mit Ochsen oder Kühen bespannt waren. Geführt von den Ortsleitern, vielfach aber auch von Urlaubern der Waffen-SS, zogen die Wagenkolonnen in Tagesmärschen von 25 bis 40 km auf der festgelegten Route über Dej zunächst nach Sathmar - Groß-Karol, dessen Umgebung an sich als vorläufiges Aufnahmegebiet vorgesehen war.

Doch kam es hier nur in einzelnen Fällen zu mehrtägigen Aufenthalten, da das Vordringen der Russen im Raum Großwardein die rasche Weiterfahrt ratsam erscheinen ließ. Größere Teile, vor allem der zu langsam vorankommenden Hornviehtrecks, wurden in Dej und Karol aufgelöst und auf Güterzüge verladen. Die übrigen zogen - zum Teil mit neu eingetauschten Pferden - weiter, in Richtung Nyiregyháza, Miskolc; sie durchquerten Nord-Ungarn und gelangten, nördlich an Budapest vorbei, über Waitzen an den Donauübergang bei Gran, der im allgemeinen Mitte Oktober passiert wurde. Auf der weiteren Fahrt über Komorn - Raab oder südlich über Kisbér wurden zum Teil mehrwöchige Pausen eingeschoben; gelegentlich wurden die Flüchtlinge auch zum Ernteeinsatz auf ungarischen Dörfern herangezogen.

Im ganzen ereigneten sich im Verlauf der Trecks keine ernsthafteren Zwischenfälle. Verluste durch Tieffliegerangriffe waren trotz häufigen Alarms selten. Es kam allerdings wiederholt zu Straßenverstopfungen durch vor- oder zurückgehende deutsche Truppen, so daß gelegentlich Umwege gewählt werden mußten. Schwierigkeiten ergaben sich besonders an den Theiß-Übergängen bei Tiszafüred und Polgár. Die Versorgung, insbesondere mit Futtermitteln, verlief nicht immer reibungslos, so daß oft zur Selbsthilfe gegriffen werden mußte. Erst ab Waitzen standen in regelmäßigen Abständen Verpflegungsstationen zur Verfügung.



Das Verhalten der ungarischen Behörden war unterschiedlich; versuchten sie die Trecks einmal an der Weiterfahrt zu hindern, so erwiesen sie sich an anderen Orten als hilfsbereit. Betont unfreundlich verhielt sich in manchen der passierten ungarischen Gemeinden die deutschschwäbische Bevölkerung. Die Rücksichtslosigkeit einzelner Wehrmacheinheiten gab gelegentlich Anlaß zu Beschwerden; andererseits trug gerade die Wehrmacht wesentlich zur Versorgung und Verpflegung der Flüchtlinge bei. Der durch deutsches Eingreifen rasch niedergeschlagene Umsturzversuch der ungarischen Regierung (15. Oktober) verursachte nur vorübergehend Beunruhigung.

Die ersten Trecks der Nord-Siebenbürger überquerten die damalige Reichsgrenze westlich Ödenburg bereits Mitte Oktober, die letzten um den 6. November. In Auffanglagern des österreichischen Grenzgebiets erhielten die Flüchtlinge ihre weiteren Anweisungen, so daß sie zum großen Teil unmittelbar über Sankt Polten in die zur Aufnahme vorgesehenen Kreise Nieder- und Oberösterreichs weiterziehen konnten. Sie hatten mit ihren Gespannen zum Teil über

1.000 km zurückgelegt.

Sehr viel schwieriger als die Trecks gestalteten sich wider Erwarten die Bahntransporte, die in sehr viel stärkerem Maße den immer zahlreicheren Angriffen der angloamerikanischen und rumänischen Jagdbomber ausgesetzt waren. Konnten die ersten Flüchtlingszüge zum Teil ungehindert bis Budapest oder sogar Wien durchfahren, so wurden die späteren Transporte durch blockierte Strecken, zerstörte Bahnhöfe und Brücken, sowie durch mangelndes Entgegenkommen seitens der ungarischen Behörden immer wieder aufgehalten.

Das zur Verfügung gestellte Wagenmaterial, zum Teil flache, ungedeckte Schotterwagen, ließ oft zu wünschen übrig, so daß die Lebensbedingungen im Verlauf der wochenlangen Fahrt in manchen Zügen unerträglich wurden. Die Transporte wurden in der Mehrzahl über Miskolc durch die Slowakei und das damalige Generalgouvernement, über Kaschau, Neusandez nach Oberschlesien geführt, wo sie erst in der zweiten Oktoberhälfte eintrafen. Die auf dem Schienenwege abtransportierten Flüchtlinge fanden, getrennt von ihren getreckten Landsleuten, in Lagern der Volksdeutschen Mittelstelle in Oberschlesien und im Sudetenland Unterkunft.

Der Bistritzer Gebietsleitung unterstanden auch die Karpato-Ukraine und das Sathmarer Siedlungsgebiet, für die ein besonderer Evakuierungsplan ausgearbeitet worden war. Am 6. Oktober verließen die letzten Trecks der Nord-Siebenbürger den Sathmarer Raum. Wenige Tage später konnte nach schwierigen Verhandlungen mit der ungarischen Regierung auch für die schwäbischen Dörfer des Sathmarer Kreises der Evakuierungsbefehl gegeben werden. Die zu einem großen Teil madjarisch gesinnten, ja ungarisch sprechenden Schwaben folgten den Aufrufen der Volksgruppe jedoch nur zum kleinen Teil. Bei den von der angestrebten Wiedererweckung des Deutschtums nur teilweise tiefer berührten schwäbischen Bauern überwog das Festhalten an der Scholle, das durch ungarische Gegenpropaganda gestützt wurde.

Dennoch brachen einige Gemeinden - Scheindorf, Kriegsdorf, Burlescht - am 10. Oktober fast vollzählig auf. Kleinere Trecks aus anderen Orten schlossen sich an. Sie folgten - zeitweise nur wenige Kilometer von der Front entfernt - dem Marschweg der Siebenbürger, wurden allerdings südlich Budapest über Budaörs, Kisbér nach Ödenburg geführt. Ein Teil der Flüchtlinge wurde in Budaörs verladen und auf dem Schienenwege nach Thüringen gebracht; die übrigen fanden wie die Siebenbürger in Österreich Aufnahme, wo sie im Laufe des November eintrafen.

An der Westgrenze Rumäniens, von Großwardein bis zum Eisernen Tor, gab es in den ersten Tagen nach dem 23. August keinerlei militärische Fronten. Wie Andreas Schmidt in Neu- markt versuchte Andreas Rührig, der Stabsführer der deutschen Volksgruppe, in Groß-Kikinda aus SS-Urlaubern, Flüchtlingen und rumänischen Legionären eine Einsatzgruppe aufzustellen, die jedoch nur geringen Kampfwert besaß. Anfang September traf aus Griechenland die der Heeresgruppe F (Generalfeldmarschall von Weichs) unterstellte 4. SS-Polizei-Panzergranadierdivision (Oberführer Schmedes) im serbischen Banat ein.

Erst als von Süden weitere deutsche Kräfte nachrückten, während sich an der ungarischen Grenze die 3. ungarische Armee formierte, konnte hier an weiterreichende Aktionen gedacht werden. Nach einem ersten vorbereitenden Vorstoß bis in die Nähe von Temeschburg schritten; die zahlenmäßig noch immer unzureichenden deutschen und ungarischen Truppen zwischen dem 13. und 15. September zum Angriff, der auch hier zur Gewinnung der Karpatenpässe vor dem Anrücken der nördlich abgelenkten Sowjets führen sollte. Im Norden drangen ungarische Truppen nach der Einnahme von Arad bis Lippa vor, während ganz im Süden deutsche Einheiten (wohl Teile der 117. Jägerdivision) bis Steierdorf-Anina im Banater Bergland gelangten.

Die im Zentrum angreifende Polizei-Division stieß jedoch beiderseits Temeschburg bereits auf sowjetische Truppen und konnte die Einnahme der Stadt nicht mehr erzwingen. Als die im Nordabschnitt kämpfenden Ungarn am 19. September vor den vordrängenden Russen zu-

rückwichen - Arad wurde in der Nacht vom 19. zum 20. aufgegeben - war die Lage auch im Süden nicht mehr zu halten. Dennoch war vorübergehend der größte Teil des schwäbischen Siedlungsgebiets im Banat von den angreifenden Truppen besetzt.

Die im Mittelabschnitt eingesetzte "Kampfgruppe Behrens" arbeitete bewußt auf eine systematische Evakuierung der deutschen Bevölkerung hin. Unmittelbar nach dem Eindringen der deutschen Truppen wurde in den schwäbischen Gemeinden östlich Temeschburg zur Evakuierung aufgerufen, so daß sich erste Wagenkolonnen mit volksdeutschen Flüchtlingen bereits am 15., 16. und 17. September in Marsch setzten. Freilich schloß sich vielfach nur ein Teil der deutschen Bevölkerung - in Gertianosch etwa die Hälfte - den Trecks an, die überdies zumeist schon unmittelbar jenseits der serbischen Grenze, in Groß-Kikinda, Zerne oder Stefansfeld Halt machten. Zahlreiche Flüchtlinge kehrten in den nächsten Tagen, als die Lage sich vorübergehend zu festigen schien, in ihre Heimatgemeinden zurück, um dann unter Umständen erneut zu fliehen. Andere wurden in den serbischen Aufnahmeorten vom sowjetischen Vormarsch überrollt und später nach Rumänien zurückgeführt.

Die Lage war denkbar unklar. Die Parolen wechselten. Am stärksten wirkte sich dies in den deutschen Dörfern um Arad aus, da die Ungarn sich offen gegen die Evakuierung aussprachen, ja sie in manchen Orten regelrecht untersagten. Das Durcheinander der Befehle, die unklare Kompetenzverteilung und bis zu einem gewissen Grade das Versagen der zur Organisation herangezogenen Vertreter der Volksdeutschen Mittelstelle machten eine systematische Evakuierung in vielen Dörfern unmöglich.

Einige Gemeinden in der Temeschburger Heide brachen dennoch in geschlossenen Trecks auf, mit Pferdegespannen, zum Teil sogar mit Traktoren, und zogen durch das serbische Banat - gelegentlich von Partisanen belästigt - über Groß-Kikinda, Rudolfsnad nach Ungarn. Im südlichen Bergland wurden die über 6.000 deutschen Bewohner von Steierdorf-Anina auf Befehl eines deutschen Majors am 16. September ohne Rücksicht auf Widerstände evakuiert und mit Lastwagen nach Werschetz gefahren, wo sie in Güterzüge verladen wurden. Im Arader Raum kam es zum Teil zu regelloser Flucht, unmittelbar vor den anrückenden Sowjets, so daß sich größere Trecks erst nach dem Überschreiten der Grenze auf ungarischem Gebiet formieren konnten.

Im Nordwest-Teil des Banats, der länger gehalten und zum Teil von den nach Norden durchstoßenden Griechenland-Truppen und Einheiten der 7. SS-Gebirgsdivision "Prinz Eugen" nach mehrtägiger sowjetischer Besetzung noch einmal zurückerobert wurde, konnten die deutschen Gemeinden der Bezirke Groß-Sankt Nikolaus und Perjamosch noch in den ersten Oktobertagen evakuiert werden.

Ihre Trecks gerieten verschiedentlich in die Schußlinie der nachdrängenden Front, so daß auch Verluste an Menschenleben zu beklagen waren. In der Mehrzahl gelang es ihnen jedoch, die Straße nach Szeged zu gewinnen und von dort ungestört nach Westen weiterzuziehen. Die Strapazen waren zum Teil ungeheuer, da oft Tag und Nacht durchgefahren werden mußte; Strecken von bis zu 100 km wurden ohne Rast zurückgelegt.

An den Donauübergängen bei Baja und Dunaföldvar trafen die Flüchtlinge auf die Straße der durch Jugoslawien gezogenen Trecks. Östlich vom Plattensee vorbei, durch den Bakonywald (Veszprém) zogen die Fuhrwerke der Schwaben auf vielfach verstopften und überlasteten Straßen der deutschen Grenze zu. Zumeist erreichten sie diese noch vor den Siebenbürgern, in der zweiten Oktoberhälfte, um von dort ohne Aufenthalt in ihre Aufnahmegebiete, in erster Linie die niederösterreichischen Kreise nördlich der Donau, an der Grenze nach Mähren hin, weitergeleitet zu werden. Zu einem kleinen Teil waren auch Banater Flüchtlinge mit Bahntransporten von Kikinda durch Süd-Ungarn oder auch durch Jugoslawien über Belgrad zurückgeführt worden.

Die Gesamtzahl der von Ende August bis Anfang Oktober 1944 aus dem heutigen rumäni-

schen Staatsgebiet evakuierten Volksdeutschen ist schwer zu bestimmen. Ein Monatsbericht der Volksdeutschen Mittelstelle nennt für Nord-Siebenbürgen Ende November 1944 insgesamt 48.000. Die ca. 2.500 Angehörigen der Sathmarer Trecks wie, auch die Flüchtlinge aus den südsiebenbürgischen Randgemeinden dürften in dieser Zählung einbegriffen sein.

Die Zahl der evakuierten Banater Schwaben lag andererseits sicher über den damals von der VOMI nachgewiesenen 12.500 Personen. Selbst die von einem Teilnehmer der Evakuierungsaktion genannte Zahl von 36.000 greift wahrscheinlich zu niedrig. Insgesamt werden sich somit bei Kriegsende nahezu 100.000 Volksdeutsche Flüchtlinge aus Rumänien auf dem Boden des damaligen Deutschen Reiches befunden haben. Der größere Teil der Sachsen und Schwaben blieb jedoch in Rumänien zurück.<<

Verhältnisse im August 1944, Flucht durch Jugoslawien nach Ungarn im September 1944

Erlebnisbericht des T. R. aus Schäßburg in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/101-105):

>>Die Rundfunkmeldung vom Verrat des rumänischen Königs am Abend des 23.8.1944 wirkte wie eine Bombe. Wir gaben aber die Hoffnung nicht gleich auf und verließen uns auf deutsche Gegenmaßnahmen. Innerhalb der Bevölkerung (ohne Unterschied der Nationalität) herrschte zunächst Ratlosigkeit. Fernsprech- und Postverkehr waren für Zivilisten und namentlich Deutsche verboten. Die Eisenbahn verkehrte jetzt noch unregelmäßiger als früher.

Es wurde das Standrecht verkündet und ein Ausgehverbot nach 19 Uhr verhängt und alle Deutschen, Ungarn, Italiener usw. wurden aufgefordert, jegliche Arten von Waffen bei der rumänischen Ortskommandantur abzuliefern, bei Androhung von schwersten Strafen einschließlich der Todesstrafe. In den nächsten Tagen mußte derselbe Personenkreis auch die Rundfunkempfänger abliefern. Da im Ort nur eine schwache rumänische Einheit stationiert war, wurde eine Art Miliz aus sehr zweifelhaften Elementen aufgestellt und bewaffnet. Diese Miliz patrouillierte dann ständig durch die Straßen und kontrollierte Fußgänger und Fahrzeuge. ... Wir Deutsche waren ihrer Willkür ausgeliefert und vollkommen vogelfrei.

Eine Reihe angesehener Landsleute, die sich politisch besonders betätigt hatten, wurden plötzlich von der staatlichen Sicherheitspolizei verhaftet und mit unbekanntem Ziel weggeschafft. Von der eigenen Volksgruppenführung hörte und merkte man nichts. So verstrichen die Tage in nervenzerreißender Aufregung.

Unsere Hoffnung auf das Eingreifen der im Orte weilenden Wehrmachtsteile wurde auf einmal zunichte, als wir erfuhren, daß sie von der rumänischen Ortskommandantur zur Kapitulation aufgefordert wurden, der sie aber nicht Folge leisteten. Nach langen Verhandlungen erreichte die Wehrmachtseinheit, daß sie unter Zurücklassung ... des größten Teils des Fahrzeugparks das Land in Richtung der nur etwa 2 km entfernten Grenze nach Ungarn (Nord-Siebenbürgen) verlassen durften.

Transportunfähige Lazarettinsassen blieben unter der Obhut von Krankenschwestern zurück, die aber nachher auch als Kriegsgefangene behandelt wurden und denen daher ein bedauerndes Los widerfuhr. Diese deutschen Truppenteile nahmen auch einige junge männliche und weibliche Landsleute, die sich als Soldaten bzw. Krankenschwestern verkleideten, mit über die Grenze.

Bei mir wurde am 28. August, um 6 Uhr morgens, eine gründliche Hausdurchsuchung durchgeführt, die aber kein verdächtiges Material zutage förderte. Wie ich erfuhr, war ich als Freund und Günstling der deutschen Wehrmacht, die bei mir ständig zu Gast war, denunziert worden.

Inzwischen wurden alle Deutschen aufgefordert, persönlich bei der Sicherheitspolizei zu erscheinen, um in Listen, die stark nach Verschleppung rochen, aufgenommen zu werden. Der Andrang bei dieser Eintragung war tragikomischerweise so groß, daß sich Menschenschlan-

gen bis auf die Straße bildeten. Ich hütete mich, mich anzustellen und war unter den Letzten, die erfaßt wurden. Man erhielt dann eine Bestätigung ausgehändigt, die gleichzeitig bei Kontrollen als Ausweis galt. Auf diesem Schein war ein Vermerk, laut welchem der Inhaber zur Kenntnis genommen hatte, daß er sich bei Aufruf innerhalb von 2 Stunden zu einem Abtransport bereithalten und Marschverpflegung für einige Tage mitnehmen müsse. Dies war für mich der endgültige Anstoß, mit meiner Familie die Flucht nach Deutschland zu ergreifen.

Da Deutsche die Eisenbahn eigentlich nicht benutzen durften, beschaffte ich mir eine Sondergenehmigung für meine kranke Frau. ... Die Genehmigung kostete 23.000 Lei an Bestechungsgeldern.

In der Nacht vom 31.08. auf den 1.9. schlichen wir kurz vor Mitternacht auf den Bahnhof. Dort sollte der letzte Zug in Richtung Westen abgehen, da sich die Bolschewiken schon Kronstadt und Hermannstadt näherten bzw. diese Städte bereits besetzt hatten. Kurz vor Besteigen des Zuges gab es noch einen aufregenden Zwischenfall, weil sich der Schalterbeamte weigerte, Fahrkarten an einen Deutschen zu verkaufen. Er berief sich auf eine eben eingetroffene Verbotsdepesche. Nach Bestechung des Bahnpolizeibeamten mit ... 1.000 Lei erhielt ich dann doch die Fahrkarten.

Die Fahrt ging mit unbeleuchteten Wagen bis Klein-Kopisch. Dort hieß es: "Alle aussteigen!", weil der Zug nicht weiterfahren dürfe. Der Bahnhof und die Bahngleise glichen einem Heerlager. Man sah Familien von geflüchteten Landsleuten aus dem Burzenland, mit Kindern vom Säugling bis zu 18jährigen Jugendlichen, auf ihren Koffern und Bündeln sitzen. Die Frauen jammerten, die Männer fluchten über den deutschen Gesandten von Killinger in Bukarest und über das Versagen der Volksgruppenführung. Dazwischen schlenderten entlassene ehemalige bolschewistische Kriegsgefangene mit Maschinenpistolen bewaffnet und andere finstere Gestalten umher.

Wir Sachsen hielten uns möglichst geschlossen beieinander und suchten nach einer weiteren Reisemöglichkeit nach Westen. Gepäckträger erklärten offen, für Deutsche keine Handreichung zu tun. Nur ein Zigeuner fand sich für eine hohe Belohnung bereit, uns ... behilflich zu sein. Nach unendlich scheinenden Stunden erschien am 1.9., so gegen 13 Uhr, der rettende Zug aus Hermannstadt. Obwohl er überfüllt war, gelang es mit Hilfe des Zigeuners, den Zug durch Türen und Fenster zu erklimmen. Durch einen deutschfreundlichen "eisernen Gardisten" gewarnt, hüteten wir uns, im Zuge deutsch zu sprechen, was meiner Familie sehr schwer fiel. ... Unterwegs wurden wir oft kontrolliert und nach dem Reiseweg gefragt. Mit knapper Not gelang es uns, einer Verhaftung zu entgehen.

So gelangten wir am Abend nach Arad und trachteten, möglichst bald nach Temeschburg weiterzufahren, das wir dann im Laufe der Nacht erreichten. Am Bahnhof gab es weder Droschken noch Gepäckträger. Endlich fanden wir wieder Zigeuner, die gegen ein hohes Entgelt unser Gepäck in den nächsten Gasthof schlepten.

In Temeschburg war die Lage zunächst noch viel ruhiger als in Siebenbürgen. Handel und Verkehr verliefen ungehindert. Waffen und Rundfunkgeräte waren noch nicht eingezogen. Man hoffte auf den Einsatz von deutschen Truppen. Ich traf mich mit Verwandten und Landsleuten. Es wurde beratschlagt, was zu tun sei. Die Grenze nach Westen war für jeglichen Reiseverkehr gesperrt. Wir erfuhren über eine Fluchtmöglichkeit im Grenzgebiet von Marienfeld, das abseits vom üblichen Grenzverkehr lag und den Zugang nach einem dreieckigen Gebietsstreifen zwischen Theiß, Donau und der rumänischen Westgrenze ermöglichte.

In Temeschburg wurde uns am 5.9. plötzlich der Boden zu heiß, als in Hotels Razzien auf Deutsche veranstaltet wurden und auch auf der Straße plötzlich Militärpatrouillen auftauchten, die Ausweise kontrollierten. Vom ungarischen Pförtner gewarnt, verließen wir am Vormittag das Hotel, mieteten eine Droschke und fuhren bis zum Abgang des Zuges nach Marienfeld bis 15 Uhr ständig in den Straßen herum, um nicht wie die Fußgänger angehalten zu werden. Ein

Aufenthalt am Bahnhof erschien uns auch nicht ratsam. Fahrkarten erhielten wir ohne Probleme, da Marienfeld die Endstation einer Nebenstrecke war.

In Marienfeld verkrümelten wir uns schleunigst in einem schwäbischen Bauernhof, wo wir mit viel Verständnis aufgenommen wurden. Marienfeld war eine rein deutsche Gemeinde. So wurden wir nicht verraten und konnten mit dem Chef der Grenzjäger Fühlung nehmen.

Gegen Hinterlegung von 20.000 Lei je Kopf – also insgesamt 140.000 Lei – erhielten wir in der Nacht 2 Grenzjäger zum Geleit und wanderten mit Koffern und Säcken schwer bepackt zu Fuß über Äcker, Weinfelder und Maisfelder über die grüne Grenze an das dreieckige unter deutscher Militärverwaltung stehende "Niemandland", das angeblich von SS-Kosaken-Patrouillen durchstreift wurde.

Wir sind allerdings keinen Kosaken begegnet. Nach Mitternacht erreichten wir einen Gutshof, in dessen Scheune wir unsere müden Glieder ausstreckten.

Am 6.9. ging es dann gegen Mittag mit einem Bauernfuhrwerk nach Groß-Kikinda. Hier meldeten wir uns bei der Ortskommandantur und einer Stelle des Sicherheitsdienstes. Ich wurde verhört und an eine eben im Aufbau befindliche Dienststelle der deutschen Volksgruppe verwiesen. Da ich hier keine Unterstützung fand, sondern nur die Zumutung, in eine volksdeutsche Kampfgruppe einzutreten, während meine Familie in diesem von serbischen Partisanen beherrschten Gebiet neuen Gefahren ausgesetzt worden wäre, deren Sprache ich außerdem nicht beherrschte, trachteten wir selbst, auch ohne Reisepapiere, so schnell wie möglich nach Deutschland zu gelangen. Wir fanden am Bahnhof eine Wehrmachtseinheit, die aus Serbien kam und sich auf dem Wege nach Wien befand. Dieser Einheit vertrauten wir unser Schicksal an und fuhren kostenlos in einem Güterwagen, auf Feldbetten liegend, etwa 8 Tage lang bis Wien.

Die Reise dauerte deshalb so lang, weil unsere Lokomotive immer wieder von ungarischen Eisenbahnern aus fadenscheinigen Gründen abgekoppelt wurde. Dank meiner ungarischen Sprach- und Menschenkenntnisse leistete ich dem Transportführer wertvolle Dienste, um dies zu vereiteln. Da bei Szegedin eine Theiß-Brücke schadhaft war, lagen wir über 24 Stunden fest und hörten von der rumänischen Grenze ziemlich heftigen Kanonendonner. ...

Von den Ungarn wurden wir, sobald das Wort Siebenbürgen fiel, stets herzlich aufgenommen und bewirtet. Viele waren sehr pessimistisch und wären am liebsten gleich nach Westen abgehauen. Unterwegs – es ging am Plattenweg entlang – gab es oft Fliegeralarm und Angriffe von feindlichen Fliegern. In Wien war der Empfang ziemlich unfreundlich, und es begann die Rennerei zu den Behörden, um Lebensmittelkarten und Bezugsscheine zu bekommen.<<

Verhältnisse im März und April 1944, Flucht durch Ungarn nach Österreich von September bis November 1944

Erlebnisbericht des B. S. aus Bistritz in Nord-Siebenbürgen, Rumänien (x007/119-124):

>>Ende März 1944 fluteten die ersten in Auflösung begriffenen deutschen Truppenverbände durch die Karpatenpässe in unsere ... Heimat. Das war für uns Nordsiebenbürger ein böses Vorzeichen. Es bemächtigte sich eine Unruhe der Bevölkerung. Seit den Tagen nach dem Wiener Schiedsspruch vom 30.08.1940 ... war unsere Lage nie so ernst (in diesem Wiener Schiedsspruch wurde Rumänien von Deutschland und Italien zur Abtretung Nordsiebenbürgens und des Szekler-Zipfels an Ungarn gezwungen).

Mitte April 1944 erreichte der Treck der Transnistriendeutschen unser Heimatgebiet. Rd. 63.000 Menschen kamen, nach Wochen härtester Anstrengungen, mit ihren Pferdegespannen, Milchkühen daran festgebunden, bei uns an. Ihr Zustand war bedauernswert.

Viele Kranke (waren) unter ihnen. Sie lagerten auf einer großen Wiese am Fluß. ... Wir brachten ihnen Verpflegung und Kleidung. Unsere Ärzte übernahmen die medizinische Versorgung der Kranken.

Das erste Zusammentreffen mit diesen Brüdern ließ unser nahes Schicksal erkennen. ... Im engsten Mitarbeiterkreis (der Bistritzer Gebietsführung der deutschen Volksgruppe) begannen nun Beratungen, um im Ernstfalle eine überstürzte Flucht zu vermeiden. Wir machten uns Gedanken über die Art der Transportmittel und kamen dabei sehr schnell zu der Überzeugung, daß ein Treck mit Gespannen immer noch das sicherste Mittel sei. Als den Transnistriendeutschen ... später die Pferde abgenommen wurden, weil sie mit Eisenbahntransporten ins Reich kamen, wurden manche Landsleute geradezu gezwungen, die Pferde dieser Flüchtlinge zu übernehmen. Sie erkannten unsere Fluchtvorbereitungen nicht, so daß keine vorzeitige Unruhe ausbrach.

Trecks wurden eingeteilt, deren verantwortliche Leiter bestimmt. Zusammenstellungen bezüglich Verpflegung, Bekleidung usw. fehlten auch nicht. Unsere Pläne wurden schließlich in einem erweiterten Kreis der Amtswalter und mit den zuständigen Stellen der Volksgruppenführung und Reichsstellen in Budapest abgesprochen. Die Budapester Volksgruppenführung bezeichnete damals die Vorsorge der Siebenbürger Sachsen als verfrüht und "überspitzt". ... Wir riefen die verantwortlichen Männer unserer Gemeinde auf Kreisebene (Bistritz und Sächsisch-Regen) zusammen und berieten die Lage.

Die Ereignisse des 23. August 44, Kapitulation Rumäniens verbunden mit dem Durcheinander der aufgelösten Wehrmachtsteile, verfinsterten unsere Lage schlagartig. Nunmehr riefen wir die verantwortlichen Männer unserer Gemeinden auf Kreisebene (Bistritz und Sächsisch-Regen) zusammen und berieten die Lage. Dabei handelte es sich um die beiden Möglichkeiten, entweder an Ort und Stelle zu bleiben, auch dann, wenn unser Gebiet Kampfplatz wurde und unter russische Herrschaft kam, oder, sobald die zuständigen Wehrmachtkommandostellen den Augenblick für gekommen hielten, die Heimat zu verlassen.

Nicht zuletzt im Hinblick darauf, daß viele unserer Männer und Söhne in den Reihen der Waffen-SS, also in deutschen Einheiten dienten, wurde einmütig beschlossen, die letzten Fluchtvorbereitungen zu treffen, um abrücken zu können. Dieser schwerwiegende Beschluß wurde keineswegs leichtfertig gefaßt, denn ... die militärische Lage verschlechterte sich von Tag zu Tag.

Viele Menschen waren ratlos. Im Strom der zurückflutenden Wehrmachtseinheiten tauchten immer mehr geflüchtete Deutsche aus Süd-Siebenbürgen und dem rumänischen Altreich auf. Nord-Siebenbürgen glich einem Heerlager. Unsere treuesten Verbündeten waren die Karpaten, ansonsten hätte die russische Armee diese Gebiete überrannt.

Der mit der "Befreiung" Süd-Siebenbürgens beauftragte Obergruppenführer Phleps, eine Siebenbürger Sachse, erhielt zugleich den Befehl, den Zeitpunkt unserer Evakuierung zu bestimmen. Das war beruhigend, weil wir wußten, daß er aus seiner Verbundenheit mit Land und Menschen keine übereilte Entscheidung treffen würde.

Am Montag, dem 11. September 1944, war es dann so weit. Mütter mit Kindern, sofern sie nicht im Treck mitziehen wollten, verließen mit dem Zug oder LKW unsere liebe Heimat. Meine Frau und meine 5 Kinder gehörten auch zu dieser Gruppe. Niemand von uns ahnte, daß es ein Abschied für immer sein könnte. Obergruppenführer Phleps und General Zellner hielten den Augenblick der Evakuierung aus militärischen Gründen für gekommen. ... Die ungarischen Behörden waren entschieden gegen eine Evakuierung und Flucht. Ich fuhr nach Budapest, um die Situation zu klären. Bevor ich noch zurückkehrte, hatte Herr Phleps für den Kreis Sächsisch-Regen am Donnerstag, dem 14. September, den Befehl zum Aufbruch gegeben. Sonnabend schloß sich der Kreis Nösen an.

Trotz aller Vorbereitungen gab es schon am ersten Tag vielfältige Probleme und Schwierigkeiten. ... Die Hauptstraßen wurden von der Wehrmacht belegt, so daß unsere Trecks schwierige Nebenwege befahren mußten. ... Die Wagen waren überladen und brachen teilweise zusammen. ... Brüllende Rinder liefen über die Straßen und Felder, herrenlose Schweine wurden

von Landsern niedergeschossen und verspeist. Zigeuner plünderten und suchten vor allen Dingen die Weinkeller auf. ...

Ich war fast ständig unterwegs. ... Es zeigte sich sehr bald, daß die Pferdegespanne von den Kuh-, Ochsen- und Büffelgespannen getrennt werden mußten. ... Zu bewundern war die Haltung unserer Leute. Sie trugen ihr schweres Los im Vertrauen auf Gottes Hilfe. Gesangbuch und Bibel waren ihre treuen Begleiter, die sonntags auf offenem Felde zum Gottesdienst riefen, so daß die Menschen ihre Sonntagskleidung aus Truhen und Kisten holten, um Gott die "gebührende" Ehre zu geben, wir mir ein altes Mütterchen zuflüsterte.

Große Sorge bereitete die Verpflegung der Menschen und Tiere. Es kam oft vor, daß Viehfutter vom Felde gestohlen wurde. Die verschiedenen Dienststellen unterstützten uns meistens nicht. ... Wirkliche Hilfe gewährten uns Wehrmachtsstellen der 5. und 8. Armee. Mit deren Unterstützung konnten einige Verpflegungsstationen eingerichtet werden.

Im Sathmarer Raum angelangt, sollten wir untergebracht werden. In diesen Tagen erfolgten die ersten größeren Luftangriffe auf Sathmar, wo wir die ersten Todesopfer zu beklagen hatten. Die tapfere Haltung unserer Frauen kann nicht genug hervorgehoben werden. Auf den meisten Wagen waren doch nur Frauen und Kinder, hie und da ein alter Mann oder beurlaubter Soldat. Die Entwicklung der militärischen Lage gebot, weiterzuziehen.

Ein Beschluß der ungarischen Regierung verbot die Überquerung der Theiß. Es durfte kein Flüchtling weiterziehen. ... Wir kamen nach Tiszafüred, wo gerade eine Pontonbrücke fertiggestellt wurde. ... Es war Anfang Oktober. Wehrmachtsskolonnen und unsere Flüchtlingstrecks stauten sich am Ostufer der Theiß. ... Wir zogen unseren Treck eng zusammen. Um 4 Uhr morgens wurde die Brücke fertig. Zuerst wurden Hengste des staatlichen Gestüts in Sicherheit gebracht, anschließend überschritten einzelne Wehrmachtseinheiten den Fluß. ...

Am Spätnachmittag schloß sich unser langer Treck kurzerhand einer Wehrmachtseinheit an und belegte bis in die Morgenstunden diese Theiß-Brücke. Ich werde nie den Augenblick vergessen, als kurz vor Mitternacht meine ehemaligen Gemeindemitglieder aus Deutsch-Budak die Theiß überquerten und wir uns mit Tränen in den Augen mitten auf der Brücke grüßten.

Die Lebensmittelvorräte nahmen ab und so mußte eine ausreichende Versorgung sichergestellt werden. ... Es blieb uns nichts anderes übrig, als den Treck zu stoppen und die Verpflegung mit Pferd und Wagen aus dem 35 km entfernten Budapest zu holen. ...

Langsam aber sicher näherten sich unsere Trecks der österreichisch-ungarischen Grenze. Unsere Kuh- und Büffelgespanne hielten zwar noch gut durch, aber eine Rast für Menschen und Tiere war dringend geboten. In diesen Gebieten fanden wir auch deutsche Familien aus Rumänien, die mit LKW und Eisenbahn abgefahren waren. Auch für mich gab es ein Wiedersehen mit meiner Familie. Wir hatten angenommen, daß die Eisenbahntransporte viel schneller und sicherer ans Ziel kommen würden, aber das Gegenteil bewahrheitete sich. ...

Oft lagen die Züge tagelang fest. ... Manchmal wurden keine Lokomotiven zur Verfügung gestellt. So kam es dann auch, daß die Zahl der Todesopfer infolge der Luftangriffe größer war als bei den Trecks. Ein weiterer Nachteil stellte sich ein. Die Familien wurden nicht selten getrennt, da einige Angehörige in die Tschechei, andere nach Deutschland und nach Österreich kamen. So wurde unsere Planung teilweise zunichte. Die Ereignisse überstürzten sich zu sehr.

Noch befand sich der größte Teil unserer Landsleute auf ungarischem Boden, das hatte seine staatspolitische Bedeutung. Rechtsansprüche an den ungarischen Staat waren daher noch möglich. Pensionen, Renten und dgl. sollten geregelt werden. Doch bevor unsere Gedanken ausreifen konnten, sprach die Zeit eine sehr deutliche Sprache. Der westungarische Raum wurde von Militär und Zivilisten derart überlaufen, daß ein weiteres Verbleiben daselbst nicht mehr möglich war. So baten wir um Einlaß in das Deutsche Reich. Tage vergingen, bis uns endlich der Raum Niederdonau zugewiesen wurde. In Zusammenarbeit mit den Wiener Stel-

len teilten wir unseren Treck auf und (ordneten die Flüchtlinge) den einzelnen Kreisen zu. Im November 1944 überschritten wir die österreichische Grenze. Dabei geschah etwas sehr Unliebsames. Unsere Landsleute mußten beim Grenzübergang ihr Geld abgeben und sollten später aus Wien die Wechselbeträge bekommen. Leider wurde dieses Versprechen nicht eingelöst. Es bedurfte langwieriger Verhandlungen, um eine Teilzahlung zu ermöglichen. Viel schlimmer war zunächst ein anderer Umstand. Als unsere Trecks in dem zugewiesenen Aufnahmegebiet ankamen, waren die besten Plätze bereits belegt. Kleinere Trecks aus Jugoslawien, Ungarn und Süd-Siebenbürgen waren vor uns angekommen. ... So kam es, daß unsere Gemeinden noch mehr auseinandergerissen wurden. In den Gebieten Nieder- und Oberdonau, Steiermark, Tirol, Tschechoslowakei, Schlesien, Sachsen und Bayern waren rund 30.000 Siebenbürger untergekommen. Einige hielten sich sogar in Berlin und Hamburg auf. Trotz aller Entfernungen und der damaligen Schwierigkeiten versuchte man, untereinander in Verbindung zu bleiben. Jeder wollte diese Notzeit im Kreis seiner Freunde durchstehen. Überall ... wurde mir von den Gastgebern versichert, daß unsere Siebenbürger sehr anspruchslos seien. ... Die Monate Februar und März 1945 rückten heran. Ebenso die Front. Die Gefahr, nach so weitem Fluchtweg nun doch von den Russen überrannt zu werden, lastete schwer auf uns allen. So entschlossen wir uns, aus Niederdonau noch einmal abzurücken. Aus dem Raum Nikolsburg, wo die Burghaller und Heidendorfer untergebracht waren, setzte sich der neue Flüchtlingstreck in Bewegung. Allerdings unter viel schlechteren Verhältnissen als seinerzeit aus der Heimat. Die meisten Menschen hatten keine Pferde und mußten per Anhalter weiterkommen. Einige kamen mit Eisenbahnzügen bis nach Bayern. Im Raum Zwettl-Gmünd, der damaligen Grenze von Nieder- und Oberdonau, machten wir Quartiere. Ähnlich wie seinerzeit um Ödenburg war nunmehr dieser Landstrich überfüllt. Es fiel nicht leicht, Quartiere zu bekommen. Erfreulicherweise rückten die bereits dort ansässigen Landsleute zusammen und öffneten ihre zum Teil sehr bescheidenen Notunterkünfte ihren Brüdern und Schwestern. Laut Befehl des Gauleiters von Linz durfte niemand in den Gau Oberdonau. Als die Kämpfe bei St. Polten und Krems wochenlang anhielten, versuchten wir wiederholt, weiter vorzurücken. Es gelang nur kleinen Gruppen (Lechnitzer u.a.). Am 25. April erfuhr ich, daß etwa 260 Siebenbürger Kinder, die in der Gegend von Reichenberg im KLV-Lager untergebracht waren, nicht weg könnten. Lehrer K., den ich sofort hinschickte, gelang es, mit dem letzten Zug diese Kinder samt den Professoren und deren Familien in Marsch zu setzen.<<

Verhältnisse im September 1944, Flucht durch Ungarn nach Österreich im Oktober 1944 sowie Flucht nach Oberbayern im Frühjahr 1945

Erlebnisbericht des Gärtnermeisters Johann R. aus Naßod in Nord-Siebenbürgen, Rumänien (x007/139-140): >>Am 14.9.44 war unsere Gemeinde Kyrieleis voll mit Zivilflüchtlingen und deutschem Militär. Auf dem Bahnhof stand schon mehrere Tage ein Zug mit ungarischen Flüchtlingen aus der Háromszék. Die bereits geflüchteten Sachsen von Niedereidisch und Birk wunderten sich, daß wir noch Feldarbeiten verrichteten und keine Anstalten machten, zu packen. Am selben Tage Nachmittag kam von der Kreisleitung Befehl: "In 3 Tagen fertig machen, Treck organisieren und am 17.9. Abfahrt ..."
Am 17.9.44 ... gingen deutsche Soldaten mit ungarischen Gendarmen von Haus zu Haus und riefen zur Abfahrt auf. Viele zögerten und erkundigten sich bei dem deutschen Stationskommando, ob man die Heimat wirklich verlassen müsse. Die Antwort lautete: "Es muß sein." Von 95 Familien fuhren ... 79 im geschlossenen Treck ab. 16 Familien blieben trotz aller Ermahnungen zurück, das Wanderzigeunerleben gefiel ihnen nicht. Ich ging mit einer Abordnung in einer rumänischen Gemeinde zum deutschen Divisionskommando. Dort sagte man

uns, daß alle Deutschen Nordsiebenbürgens zwangsweise evakuiert werden. Es wird das Gelände durch SS durchgekämmt, und wer nicht freiwillig geht, wird mitgenommen. (So war es auch geschehen mit den 16 Familien.)

Der Treck wurde immer abgeleitet auf schlechte Seitenwege. Die Hauptstraßen wurden für die zurückflutende deutsche Wehrmacht freigehalten. In den Straßengraben lagen stellenweise tote Pferde und zerbrochene Wagen. Betrunkene deutsche Soldaten fuhren gegen einige Fuhrwerke. Als unser Treckführer diese Soldaten als besoffene Schweine bezeichnete, sprangen gleich 3 Soldaten auf ihn zu und wollten ihn erschießen, was unsere Leute jedoch verhindern konnten. ...

Die Übernachtungen wurden meistens auf freiem Feld gehalten. Nur an Regentagen übernachteten wir in Dörfern. Im Freien wurden (wir) oft durch Kanonendonner gestört, denn die Russen folgten uns auf nicht weite Entfernung nach. Übernachtungen in den Gemeinden waren schwierig, weil uns die Ungarn nicht aufnehmen wollten. Manche Tore wurden von deutschen Soldaten gewaltsam geöffnet. ... Wir übernachteten auch in ... deutsch-schwäbischen Gemeinden; aber auch die waren uns feindlich gesinnt. Wir sagten: "Ihr seid doch auch Deutsche!" ... Sie antworteten: "Wir sind keine Deutschen, wir sind ungarische Schwaben." Ich sagte Ihnen: "Ungarische Schwaben gibt es nicht; wenn ihr Schwaben seid, so seid ihr Deutsche, und ihr werdet uns auch folgen müssen und alles hier lassen." ...

Die deutsche Wehrmacht hat uns beschützt und unterstützt, von der Heimat bis nach Österreich. Auch die ungarischen Behörden haben uns unterstützt. Ich habe selbst in Komorn vom Obergespan eine Zuteilung für Pferde-Kraftfutter erhalten für den ganzen Treck.

Am 5.11.44 kamen wir in Sopron an und überfuhren die ungarisch-österreichische Grenze. In Ebenfurth wurden vielen Landsleuten die Kühe abgenommen. Am 7.11.44 wurden wir in Schwarzau bei Neunkirchen in alle Richtungen verteilt. Ich kam mit 4 Familien nach Schottwien am Semmering, andere nach Puchberg am Schneeberg. Nirgends eine freundliche Aufnahme. Die Beschaffung von Futtermitteln für die Pferde war sehr schwer, viele mußten sie verkaufen. "Warum seid ihr nicht zuhause geblieben?", mußte man öfters hören. Der Winter verging unter seelischer Not und Verzweiflung. Die Ernährung war sehr dürftig.

In der Osterwoche 1945 näherten sich die Russen auch dieser Gegend. Am 31.3.44 kam der Evakuierungsbefehl. Aber (es war bereits) zu spät, 42 Familien wurden von den Russen geschnappt und nach Siebenbürgen gelenkt. Dort wurde ihnen alles abgenommen, und (sie) wurden in Lager gesteckt und mißhandelt. 40 Familien treckten weiter bis Braunau am Inn, wo sie auf die Amerikaner trafen, und wurden im Kreis Braunau untergebracht.

Am schlechtesten ging es mir und 3 Familien, die am Semmering einquartiert waren. Wir gerieten zwischen die Fronten ins Kreuzfeuer und konnten uns kaum das Leben retten. ... Wir konnten nur mit Mühe durch die deutsche Linie heraus schleichen und 16 km zu Fuß bis ... in die Steiermark fliehen. Vor dort fuhren wir mit der Eisenbahn bis Altötting in Oberbayern. Am 8.4.44 wurden wir bei den Bauern verteilt.

Brennesseln und je 2 Kartoffeln war unsere Speise in 8 Tagen. 9 Familien trennten sich in Österreich von den übrigen und gelangten über die Grenze nach Nieder- und Oberbayern. Auf der Flucht von Niederösterreich nach Oberösterreich und Bayern wurde oft unter Artilleriefeuer gefahren, und die Gefahr bestand jeden Tag, in die Gefangenschaft der Russen zu geraten. Die Hilfe der Wehrmacht blieb diesmal aus, weil sie sich selber in Sicherheit bringen wollte.<<

Fluchtbeginn in Scheindorf am 10. Oktober 1944, Treck nach Altmünster in Oberösterreich

Erlebnisbericht des Pfarrers Stefan B. aus Scheindorf im Sathmar-Gebiet in Rumänien (x007/-167-170): >> Gegen Ende des Monats September kamen kilometerlange Wagenkolonnen

durch das Dorf mit Ochsen- und Pferdegespannen. Es waren die evakuierten Sachsen aus der Gegend von Bistritz und Sächsisch-Regen. Als unsere Leute mit dem Heu, das diese für ihre Zugtiere verlangten, recht geizten, prophezeiten uns die Sachsen ihr eigenes Los. Es dauerte dann auch nur mehr zwei Wochen, bis es so weit war.

Am 9. Oktober kam die Anordnung, daß Scheindorf am anderen Tag, zusammen mit der Nachbargemeinde Hamroth und anderen schwäbischen Gemeinden evakuiert werden soll. Die Leute waren auf den Feldern, in den Weingärten und im nahen Wald, als kurz vor Mittag weinende Frauen und Mädchen aus dem Dorf in alle Richtungen liefen, um die Nachricht allen mitzuteilen. Ich kam gerade mit dem Kirchenvater auf dessen Fuhrwerk aus dem Wald, als sich uns vor dem Dorf dieses Bild bot. Im Dorf sah es aus wie bei einem aufgewühlten Ameisenhaufen. Wir mußten ja schon lange mit diesem Schlag rechnen, aber jetzt, da es Wirklichkeit werden sollte, war alles fassungslos und aufs äußerste bestürzt. Überall auf der langen Dorfgasse waren heftige Debatten, ein Hin und Her von Überlegen und Raten. Man konnte sich dem Schicksal nicht gleich ohne Widerrede beugen.

In der Nacht auf den 10. Oktober schloß niemand in der Gemeinde seine Augen zum Schlaf. Nach Mitternacht kamen noch Leute in die Kirche zum Beichten. In der Morgenmesse um 7 Uhr war Weinen und Schluchzen das Gebet der Gläubigen. Im Schlußgebet verabschiedete ich die Leute von Haus und Hof, von Kirche und Schule, von Acker und ... von Wiese und Wald. Danach spielte Lehrer G. noch lange die Orgel, es sollte das letzte Mal sein. Unter Tränen drückte er mir nachher die Hand. ... Auch dem guten alten Meßner ... rollten die Tränen über die Wangen.

Um 11 Uhr drängten die beauftragten Soldaten zum Aufbruch. Niemand wollte vom Hof fahren, obwohl die Ochsen-, Kuh- und Pferdegespanne zur Abfahrt bereit vor dem Hause standen. Zuletzt mußten die Soldaten drohen. Endlich fuhr der erste Wagen heraus, und die anderen kamen zögernd ... nach. Man redete ihnen zu, in 2 Wochen wären sie wieder daheim und dann würde alles schöner werden. Solche Dinge glaubte aber niemand mehr. Bei der Kirche machten sie noch ein Kreuzzeichen und hoben ihren Hut. Manche eilten noch schnell in die Kirche, einige holten sich dabei auch Weihwasser.

Allmählich leerte sich das Dorf, zuletzt fuhr ein Pferdewagen mit Kirchensachen, dem Wallfahrtskreuz und der heiligen Mutter-Anna-Statue aus dem Hof.

Nun ertönten auch die Glocken vom Turm. Sie verkündeten der Welt das Unglück dieses schwäbischen Dorfes inmitten anderer Nationen. Sie klagten und weinten zusammen mit dem Volk. Dann fing es auch an, sanft zu regnen. Auch der Himmel weinte. Eine Stunde läutete man die Glocken. Inzwischen sah ich mit 2 Soldaten dem Zuge vom Kirchturm aus nach. Die 2 Soldaten konnten die Tränen auch nicht zurückhalten. Die Wagenkolonne entfernte sich immer mehr vom Dorf. Aber es schien, als wenn sie immer wieder stehen blieben und sich umdrehten. Als wenn sie wieder und wieder zum letzten Mal ihr Dorf, ihr Haus, ihre Äcker anschauen wollten. ...

Ich blieb noch im Dorf zurück. ... Die lange Gasse war wie ausgestorben. ... Stunden vorher noch das größte Gewimmel ... und nun plötzlich diese Totenstille. Es verwirrte einem die Sinne, es wirkte unheimlich, wie wenn ein kerngesunder Mensch plötzlich stirbt. Nach zwei Tagen fuhr ich ihnen nach und fand sie westlich von Karol. Allmählich fanden sie sich in ihrem Flüchtlingslos zurecht. Sicher trug auch dazu bei, daß es ein herrlich-sonniger Herbsttag war.

Ich wandte mich dann noch einmal der Heimat zu. Es war gewagt, aber ich erreichte Scheindorf. Nun war auch kein Tier mehr im Dorf. Die Soldaten holten sich den Rest, indem sie alles Lebende niederschossen. Am Rande des Dorfes und im neuen rumänischen Teil blieben einige national gemischte Ehen zurück. Das Plündern der schwäbischen Bauernhäuser ging im Stillen vor sich. Auch im Pfarrhaus war die Türe schon eingebrochen.

Am anderen Tag konnte ich nur mehr mit Mühe auf Militärfahrzeugen nach Sathmar gelan-

gen.

Inzwischen bewegte sich der Wagentreck der Gemeinde Scheindorf langsam nach Westen voran. Sie hatten ja hauptsächlich Ochsen- und Kuhgespanne, und die Pferde mußten sich auch diesem Tempo anpassen. Über Sathmar, ... Budapest kamen sie am 28. Oktober in Budaörs an. Den etwa 400 km langen Weg legten sie in 18 Tagen zurück. Hier konnten sie endlich erleichtert aufatmen. Bisher mußten sie immer Angst haben, daß die Front sie erreichen würde. Bei Poroszló tobte in 4 km Entfernung eine Schlacht ...

In Budaörs, wo sie auch mit Landsleuten aus anderen Dörfern zusammentrafen, verbreitete sich die Nachricht, daß es über die Grenze nach Deutschland geht. Die Russen kamen nämlich unaufhaltsam näher. Zuerst dachte man noch, in Westungarn bleiben zu können. Wer wollte, konnte sich auf den Zug verladen lassen. Das taten viele, die Kühe und Ochsen eingespannt hatten. Das Gespann übernahm das Militär. Zum Nachweis übergab man ihnen eine Bestätigung. Alle Landsleute, die hier auf dem Zug saßen, kamen nach Thüringen.

Das Volk nahm von daheim so viel mit, wie es eben auf einen oder zwei Leiterwagen aufladen konnte. Manche schlachteten über Nacht noch ein Mastschwein. Besonders nahm man vor allem Kleider und das Bettzeug mit. Sodann Küchengeräte, Werkzeuge, einige sogar die Nähmaschine u.a.m. Vor allem aber die nötigen Nahrungsmittel. Darin hatten sie auch keine Not, besonders auch, weil von Budaörs an vom Militär für die Flüchtlinge gut gesorgt wurde. Immer wieder kamen sie zu einer Feldküche, die sie mit warmer Speise versah und Haltbares auf die Weiterreise mitgab. Bis zur Grenze führte der Weg der Wagenkolonne über Bia, ... Kópháza und Sopron (Ödenburg). In Kópháza mußten alle Wagen mit Rindern abgegeben werden. Nur die Pferdewagen durften über die Grenze. Auch wechselten hier die Leute ihre ungarischen Pengö in deutsche Mark. Es ging nun nach Österreich.

287 Stück Rindvieh rückten mit den Leuten aus dem Dorf. Vor der Grenze gaben sie auch das letzte Stück Rindvieh davon aus der Hand. Die 136 Pferde behielten sie alle bis zum Endziel, das nach einer Zwischenstation in Enns bei Linz, Altmünster am Traunsee im Salzkammergut war. Von Budaörs bis Sopron mit etwa 250 km brauchten sie 13 Tage. Die 300 km bis Altmünster legten sie in weiteren 13 Tagen zurück. Die Pferdewagen kamen am 26. November in Altmünster an. Man war froh, nach anderthalb Monaten endlich richtig ausspannen zu können.

Bei der Evakuierung hatte die Gemeinde Scheindorf 945 Seelen. Davon waren 171 Personen auswärts zur Arbeit. Sodann waren 115 beim Militär. Am 10. Oktober waren also 774 Seelen in der Kirchengemeinde anwesend. 692 verließen davon gemeinsam das Dorf. 69 blieben im Ort (20 Zigeuner), 13 begaben sich in andere Ortschaften des Landes. Von den 692 Personen gingen unterwegs durch Zurückbleiben zwei verloren, 5 starben (2 Kinder).

214 kamen nach Thüringen und nach dem Zusammenbruch wieder nach Scheindorf. 471 waren also in Altmünster, wozu noch die unterwegs geborenen 7 Kinder kamen. ...<<

Verhältnisse im August 1944, Flucht durch Ungarn nach Österreich von September bis Oktober 1944

Erlebnisbericht der Berta L. aus Gertianosch im Banat in Rumänien (x007/180-188): >>Wir erlebten den 23. August 1944 in Gertianosch. Die Kunde von der rumänischen Kapitulation lief am Abend durch die ganze Gemeinde, bewirkte im ersten Augenblick allgemeine Bestürzung und panischen Schrecken. Den führenden deutschen Männern drohte Verhaftung. ... Sie hielten sich in den folgenden Tagen in den Feldern verborgen, wohin ihnen die Angehörigen heimlich das Essen brachten. ...

Jeder einzelne versuchte sein bewegliches Hab und Gut auf seine Weise zu schützen und zu verstecken, noch vor dem Einmarsch der Russenarmee. In geschützten, unscheinbaren Häusern wurden besonders wichtige Dinge eingemauert, um sie womöglich nachher wieder her-

auszuholen, weil man für sie ein besseres Versteck entdeckte. Geschirr, sogar Bettsachen und Kleider wurden in Kisten im Garten vergraben und die neuaufgeworfene Erde mit einem Misthaufen getarnt. Es wurden Verstecke im Kamin und unter dem Bretterboden des Dachbodens ausfindig gemacht, und der Radioapparat wurde im Backofen hinter Stroh verborgen. Selbst Lebensmittel versuchte man für eine vorübergehende Notzeit zu sichern, denn an eine Flucht dachte man da noch nicht.

Nach dem ersten Schrecken, in dem man oft kopflos hin und her seine Habseligkeiten verstautete, befiel es uns dann nachher wie eine fürchterliche Lähmung. Die sonst so emsigen Leute fingen keine neue Arbeit mehr an, standen herum und berieten. ... Wir lebten zwischen Hoffen und Bangen und wußten nicht, was nun mit uns geschehen würde. Wir waren auf das Schrecklichste gefaßt. Da ließ die Gendarmerie austrommeln, daß alle Fahrräder abgeliefert werden müßten. ... Sie wurden ... eingesammelt und auf einen großen Wagen mit Gummirädern geworfen. ...

Der Gendarmeriediener ging manchmal mit seiner Trommel 2mal am Tag durch das Dorf. Man wartete mit Bangen, was der neue Trommelwirbel ... bringen würde. So kamen Waffen, Nähmaschinen, Rundfunkempfänger u.a. zur Abgabe. Außerdem mußten wir Deutschen aus Temeschburg uns bei unserem zuständigen Polizeikommissariat in Temeschburg in alphabetischer Reihenfolge melden, um einen Schein entgegenzunehmen, der uns als rumänische Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit legitimierte. Ferner stand auf diesem Schein, daß wir uns binnen 2 Stunden zu melden hätten, falls wir aufgefordert würden. So mußte ich mich einige Male bei der Gendarmerie ... melden. ... Die Gendarmerie verhielt sich im allgemeinen korrekt, lediglich ein "Kommissar", von dem man behauptete, er sei ein Russe, gebärdete sich gehässig und machte Anspielungen über unsere Männer, die – wie bekannt – zur Waffen-SS eingezogen waren.

Im übrigen nahm das Leben in der Stadt seinen gewohnten Lauf. Die Deutschen zogen sich mit ihrer Furcht vor dem Kommenden in ihre Wohnungen zurück, und auf den Straßen pulsierte das fremde Leben. Es lag nicht der Alpdruck über dem Ort, wie in der fast rein deutschen Gemeinde Gertianosch, wo man über die Lage der Dinge auf der offenen Straße sprach. Einige waren der Ansicht, daß man beim Einmarsch der russischen Armee in der Stadt geschützter sei als in einem Dorf, und so waren wir im Zweifel, was wir tun sollten.

In den Straßen der Stadt sowie auf der Eisenbahn war man, gegen seine sonstigen Gewohnheiten, gezwungen, möglichst schäbig und unauffällig zu erscheinen, um nicht als Deutsche sofort erkannt und von fremden Elementen angepöbelt zu werden. Als ich zum letzten Mal in Temeschburg war, um nach unserem Haus und meinen zum Teil eingemauerten Sachen zu sehen, erklärte mir mein ungarisches Dienstmädchen, ... was sie sich mit ihren Freunden alles holen würde, wenn die Russen da sein würden. ...

In der Nähe von Temeschburg befand sich ein Lager mit etwa 2.000 gefangenen Russen. Diese wurden nach der rumänischen Kapitulation freigelassen und streiften in der Gegend umher und belästigten mit Vorliebe Mädchen und jüngere Frauen. Die rumänische Gendarmerie hielt sich in solchen Fällen zurück und griff nur selten durch. Andererseits war zu beobachten, daß die rumänischen Behörden sich gegenüber der deutschen Bevölkerung korrekter verhielten, weil sie offenbar mit der Möglichkeit eines deutschen Vorstoßes nach Rumänien rechneten.

Ein Rumäne verbreitete die Kunde, daß am 12. September die Rote Armee bereits in Siebenbürgen eingedrungen sei und ... daß im serbischen Banat und an der Grenze gegen Ungarn deutsche Truppen im Aufmarsch begriffen seien und möglicherweise noch vor den Russen da sein würden. Diese Nachricht gab uns wieder neue Hoffnung. Wir warteten mit gepackten Koffern auf die Befreiung, denn man sprach auch davon, eventuell vorübergehend zu flüchten, bis die Kampfhandlungen vorbei wären. ... Die Rumänen bezogen westlich und südlich von Gertianosch Stellung, wobei sie starke Nervosität zeigten. Inzwischen hörte man, daß die

Vorhut der Roten Armee in Temeschburg eingetroffen sei, und einige Flüchtlinge kamen über Gertianosch, ... um weiter westlich der roten Walze zu entfliehen. Die Nervosität und Angst wuchs nun ... stündlich, kaum die notwendigste Arbeit wurde noch verrichtet. ...

In der Nacht vom 16. auf den 17. September war es dann plötzlich so weit: Wir hörten Schüsse und Lärm und konnten feststellen, daß die rumänischen Soldaten sich fluchtartig zurückzogen. Kurze Zeit darauf waren deutsche Truppen im Ort. Am 17. September, 6 Uhr morgens, wurde verlautbart, daß die deutsche Bevölkerung evakuiert werde und das jedermann sich bereithalten solle. Wer ein Fahrzeug besitze, möge seine bewegliche Habe darauf verladen, und jene Volksgenossen, die keine Fahrzeuge besäßen, solle man mitnehmen. Der Abfahrts-termin wurde für 8 Uhr festgesetzt.

Da nur 2 Stunden zur Verfügung standen, vollzog sich der Aufbruch mit größter Überstürzung. ... In heftigen Diskussionen wurde die Frage erörtert, ob man dem Evakuierungsbefehl Folge leisten sollte oder nicht. Etwa die Hälfte der deutschen Bevölkerung entschloß sich zur Flucht, die anderen blieben mit dem Hinweis darauf, daß sie ihr Vieh und ihre Höfe nicht im Stich lassen könnten, zurück. Außerdem gaben sie sich der Hoffnung hin, daß die deutschen Truppen die Russen zurückschlagen würden.

Ich entschloß mich schweren Herzens für die Flucht. Der Stabsführer der deutschen Volksgruppe in Rumänien, ... der mit den deutschen Truppen kam und sich einige Stunden in Gertianosch aufhielt, sagte, es sei mit den vorhandenen deutschen Truppen unmöglich, die Russen aufzuhalten. Er versuchte auch die halsstarrigen Besserwisser von der Notwendigkeit der Evakuierung zu überzeugen, hatte aber nur geringen Erfolg.

Daß es mir möglich war, mit meinen Kindern zu flüchten, habe ich dem Militärkameraden meines Bruders, einem aufrechten Bauern, und dessen Frau zu verdanken. Er hatte sich bei seiner Sippe ... durchgesetzt, daß die beiden Schwestern seines ehemaligen Leutnants mit ihren 5 kleinen Kindern von ihnen mitgenommen wurden. Es war für sie eine große Last, die sie sich aufbürdeten, die wir aber zu schätzen wußten und die wir ihnen nie vergessen werden. Durch den Wegfall des Traktors war leider sehr wenig Platz auf den übriggebliebenen Wagen für die große Sippe, und wir mußten froh sein, nur mit dem allernotwendigsten Gepäck Unterschlupf gefunden zu haben.

In den letzten Minuten lief ich noch herum und bat, ob nicht jemand einen meiner Koffer und einige meiner Lebensmittel mitnehmen könnte. Alle Bemühungen blieben aber vergebens, denn jeder sah, daß er selbst möglichst viel ... mitnahm, man konnte ja nicht wissen, wie lange die Fahrt dauern würde.

Viele versprachen, uns unterwegs mit Essen auszuhelfen, aber als sie sahen, daß es von Tag zu Tag schwerer wurde, rückte niemand mehr mit Lebensmitteln heraus. Und bei uns ging es beim besten Willen nicht, waren die Wagen schon unheimlich hoch beladen, so daß wir Städterinnen ... Angst hatten und zur Entlastung der Pferde weite Strecken abwechselnd nebenhergingen. Da wir (die Stadtbevölkerung) fast keine Lebensmittel hatten, ... litten wir später unter großem Hunger, während die Bauern große Lebensmittelvorräte, ... Mehl, Brot, Fett und Fleisch sogar Wein und Schnaps, (mitgenommen) hatten. Wir waren oft verzagt und verbittert, aber in dem Durcheinander war sich halt jeder selbst der Nächste.

Gegen 8.30 Uhr sammelten sich viele Pferdefuhrwerke und einige Traktoren, jeder mit mehreren Wagen, am Ortsausgang. Eine Anzahl von Traktoren mit Wagen mußten dem deutschen Militär zur Verfügung gestellt werden und fielen anfangs so für den Treck aus. Dies brachte einige Umwälzungen im Packen mit sich. Auch einige wehrfähige Männer und Jünglinge blieben mit den Fahrzeugen zurück. Unsere Fahrzeuge setzten sich dann gruppenweise in Bewegung. Von einer wirklichen Organisation war kaum etwas zu sehen. Der Abzug erfolgte fluchtartig und unter panischen Begleiterscheinungen. Niemand vermochte eine klare Ordnung in den Treck zu bringen, man hörte fluchende, jammernde (Menschen) und sah lauter

verstörte Gesichter.

17. September: Wir fuhren in Richtung Hatzfeld. ... Plötzlich wurden wir von motorisierten deutschen Einheiten überholt, die mit enormer Staubentwicklung an uns vorbeijagten, so daß fast alle Pferde scheuten. Es verbreitete sich das Gerücht, die Russen seien dicht hinter uns, wir seien verloren. Es hieß: "Alle Waffen wegwerfen!" Hier und da hatte ein alter Großvater oder schwächlicher Jüngling eine alte Büchse quer über die Brust gehängt, zu unserem Schutz gegen die Partisanen. Auch sämtliche Dokumente sollten vernichtet werden.

Von wem dieser unsinnige Befehl ausgegangen war, wußte ich nicht, jedenfalls zerrissen die meisten aus unserer Gruppe jene Dokumente, die sie als Deutsche auswiesen, hauptsächlich ihre Mitgliedskarten, und warfen sie samt den Waffen in die Maisfelder. Einige Zeit warteten wir, von Ängsten gepeinigt, auf das Eintreffen der Russen, aber diese kamen nicht. ... Wir zogen durch Hatzfeld, wo wir uns nur kurz aufhielten, und dann (ging es) der serbischen Grenze zu.

Der erste Ort auf serbischem Boden war Serbisch-Zerne, dann Deutsch-Zerne. Ankunft ½1 Uhr mittags, erst gegen 5 Uhr Quartier bekommen. Hier konnte unser Treck etwas durchorganisiert werden. Es wurde uns empfohlen, sippenweise zu ziehen und Treckführer zu ernennen, die für das Zusammenbleiben verantwortlich seien. Anfangs befanden sich auch Kühe im Zug, die aber nach und nach freigelassen wurden, da sie beim Weitermarsch hinderten und die Futterbeschaffung beschwerlich war. Einige wurden wieder mit Gewehren bewaffnet, da man uns vor den serbischen Partisanen warnte.

18. September: Weiterfahrt ... nach St. Georgen an der Begabrücke. Hier bekamen wir bei einem freundlichen Serben ein Quartier. Unser guter Bauer mußte nach Gertianosch zurück, um sich beim Heimatschutz zu melden.

In Csözstelek blieb ein Teil unserer Leute mit ihren Fuhrwerken zurück, teils um zurückzukehren oder um abzuwarten, ob man nicht schon nach einigen Tagen wieder in die Heimat zurück könnte. Dies sollte ihnen zum Verhängnis werden. Als sie später weiterzogen, wurden die letzten 70 Wagen (in Jugoslawien) von den Partisanen abgeschnitten und überfallen. Frauen und Kinder schickten die Partisanen nach Rumänien zurück, von diesen kamen dann die jüngeren Deutschen gleich nach Rußland, die Männer und Jünglinge wurden allesamt hingegerichtet.

19. September: Aufbruch über Kathrinienfeld nach Lazarfeld, wo wir schnell Quartier bekamen. Es kümmerte sich eigentlich vom Treck niemand, wohin es geht. Nur meine Schwester und ich stellten immer wieder mit Verzweiflung fest, daß es anstatt nach Westen ganz streng nach Süden ging.

20. September: Weiter ging es über Sigmundfeld, Alt-Écska, Écska. Hier sahen wir ein verbranntes Flugzeug, welches kurz vorher abgeschossen wurde; über Stajicevo und bei Perlas an einem riesigen eingezäunten Feld vorbei, auf dem viele große Fliegerbomben aufgestapelt waren, bis nach Rudolfsgnad ging die Fahrt. Unterwegs bekamen die Kinder in den deutschen Ortschaften oft Tee und Gebäck. In einer der Ortschaften ... erhielt der Treck aus den Häusern Beschuß. ...

Nach unserer Ankunft in Rudolfsgnad ... wurde der Befehl erteilt, zu bleiben, und wir wurden alle privat einquartiert und gut und freundlich aufgenommen. Zeitweilig bekamen wir Gemeinschaftsverpflegung. Von hier fuhren einige Gertianoscher in ihren Heimatort (mit dem Zug, der hier und da mal fuhr) zurück und brachten noch viele Dinge mit. Hier erreichten uns dann auch diejenigen Männer, die mit den Traktoren und als Heimatschutz zurückgeblieben waren. Als das deutsche Militär die Fuhrwerke nicht mehr benötigte, packten die jungen Leute schnell aus den Häusern, was ihnen gerade in die Hände kam, und flüchteten uns nach. So feierte ich auch mit einigen Dingen von mir Wiedersehen, allerdings gingen sie später dann auch wieder verloren.

Unsere Leute, nicht gewohnt müßig zu sein, halfen ... beim Traubenlesen und Pressen, Kukuruz lieschen (Maisblätter vom Kolben entfernen), Kartoffeln nach Betschkerek fahren, während die Frauen sich mit dem Waschen der Wäsche und Brotbacken ... beschäftigen. Da wir unterwegs sehr viel Regen hatten und fast kein Fahrzeug mit einer Plane bespannt war, ging man daran, die Wagen mit Tüchern, Teppichen oder was man sonst hatte, zu decken. In den Theißauen fand man reichlich Weiden für das Flechtwerk. So vergingen die Tage, und wir hofften immer, doch noch wieder nach Hause fahren zu können. Am 27. September kam der Befehl, daß wir uns zur Weiterfahrt rüsten müßten.

28. September: Wir überquerten die Theiß ... Hier war es schwer, ein Quartier zu bekommen. Infolge des andauernden Regens konnte der Treck nicht weiterfahren.

Am 1. Oktober wurde ein Transport von Juden aus Serbien wie Vieh durch den Ort ... getrieben. Wir empfanden zugleich Mitleid und Abscheu. Kurz darauf erhielten wir der Befehl, für den kommenden Tag um die Mittagszeit zum Aufbruch nach Temerin zu rüsten. Es regnete noch immer, und ganz durchnäßt fanden wir nur schwer Unterkunft in Temerin. Flüchtlinge aus Betschkerek überholten uns auf dem Weg.

Am 3. Oktober kamen wir in Ókér an und hatten gute Unterkunft. Dann ging es über Kiskér, Neuwerbaß, Kula nach Cservenka. In dieser Gegend gab es schon schöne Weingärten. Von dort fuhren wir am 5. Oktober ... nach Keréy. Hier hatten sich alle Gertianoscher wieder zusammengefunden, nachdem sie unterwegs durch verschiedenste Umstände auseinandergerissen wurden. Von hier ging es dann wieder in geschlossener Fahrt im großen Flüchtlingstreck weiter.

6. Oktober: Weiterfahrt in Richtung Sombor. Nach anfänglicher Stockung, ein Traktor war defekt, ging es dann glatt durch Sombor bis Bezdán. Hier war wieder eine große Stockung, und unsere Sippe mußte, wie viele andere, auf der Straße übernachten. Es sollte in der Richtung Baja weitergehen, aber wahrscheinlich, weil die Straße von Militär und Trecks verstopft war, wurden wir am 7. Oktober nach Rigycza geleitet. Hier war gerade Traubenlese. Trotz des großen Trubels wurden wir gut aufgenommen.

Am 8. Oktober bewegte sich unser Treck langsam auf Baja zu. Es gab immer wieder Stockungen, wir standen Stunden in Baja, übernachteten auf der Straße.

Nur schrittweise kamen wir am 9. Oktober der Donau näher, denn alles staute sich da und wollte mit der Fähre über die Donau, und Militär hatte den Vorrang. Stundenlang wurde nur Militär übergesetzt. Manchmal kam eine richtige Panikstimmung auf. Nachdem wir so lange vergebens an der Fähre warteten, trennte sich ein Teil der Gertianoscher von uns und zog donauwärts, in Richtung Solt-Dunaföldvár, um dort ihr Glück zu versuchen.

Ganz langsam kamen wir an die Donau heran, und am 10. Oktober konnten wir morgens mit unseren Fahrzeugen auf die Fähre fahren. Durch den Lärm der Kraftfahrzeuge des ungarischen Militärs, ... das aufgeregte Schreien der Menschen und nicht allein wegen der Donau, waren alle Pferde ... aufgeregte. So kam es, daß ein Pferd ... statt auf die Fähre, ins Wasser sprang. Zum Glück rissen alle Riemen bis auf den Halfter, und das Pferd konnte wieder schwimmend aus dem Wasser geholt werden. So wurden mit viel Mühe und Aufregung viele Fahrzeuge auf die Fähre gebracht. ...

Bis Rudolfsnad fuhren wir auf dem Wagen von Großvater Sch., gezogen von zwei Pferden: Zwei Großelternpaare, ... Frau Sch., meine Schwester und ich sowie acht Kinder. Es war eine zum Teil wuselige Fracht, die oft die Alten störte. Der rüstige Großvater Sch. und zwei von uns jungen Frauen mußten immer abwechselnd zu Fuß ... wandern. Später erhielten meine Schwester und ich mit unseren fünf kleinen Kindern und unserer Habe einen Wagen allein. Unser Wagen wurde als vierter Wagen hinter den Traktor gebunden und oft bedenklich hin und her geschleudert. ... Auf einmal fuhr unser Wagen rücklings die Böschung hinunter. Alles schrie, und wir drinnen konnten nichts machen. Knapp vor dem Wasser hielten beherzte deut-

sche Soldaten unseren leichten Wagen auf. Wir ... wären sonst verloren gewesen.

(Wir) zogen ... über Alsonana am 11. Oktober nach Bataszek. ... Auf dieser Strecke wurden wir von einem Tiefflieger beschossen. Wir mußten alle ... im Straßengraben und auf den Feldern Deckung suchen. Erst nach einigen Stunden konnte der Treck seinen Weg fortsetzen. Wir fuhren die ganze Nacht. ... Die 4 größeren Kinder lagen wie die Sardinen im kleinen Wagen, und mein Jüngstes lag quer über (meinen) Knien. ... Einer übermüdeten Mutter fiel ihr Kind vom Schoß unter den Wagen und wurde totgefahren. Auch hatte mein Kleiner unterwegs Ruhr, wie viele kleine Kinder. Durch Eleudron aus unserer zufällig mitgenommenen Luftschutzapotheke und gebettelten Schnaps von deutschen Soldaten wurde er, wie durch ein Wunder, wieder gesund, denn zu essen hatten wir in letzter Zeit sehr wenig. ...

Oft kratzte ich die trockenen Brosamen aus der Tasche zusammen und gab sie den Kindern, weil sie um Essen baten. ... Oft ging ich, wenn wir in einem Ort ankamen, mit meinen Kindern von Tür zu Tür betteln. Und wenn dann einmal eine Türe sich öffnete, oft blieben sie verschlossen, dann konnte ich kein Wort herausbringen, es schnürte mir die Kehle zu. Mitleidige Menschen aber verstanden es und brachten mir etwas. So hatte ich auch öfters Glück bei deutschen Soldaten, wenn sie unsere 5 Kinder ... vorne im Planwagen sitzen sahen. Viele erinnerten sich an ihre Frau und Kinder, von denen sie oft auch nicht wußten, wo sie waren, und schenkten uns eine Konserve oder noch etwas Köstlicheres, ein Brot. Oft mußte ich dann leider gleich 7 Schnitten fortgeben, denn am Vortag hatte mir jemand welche geborgt.

Am 12. Oktober trafen wir in Kremling ein. Nach langer Zeit (durften wir) wieder einmal bei deutschen Leuten in Betten geschlafen. Es wurde ein Ruhetag eingeschoben ...

14. Oktober. An diesem Tag wurde ... Kirchweih gefeiert. Zum Zeichen dafür spendete der Hausherr vor der Abfahrt heißen Rampasch (saurer, noch nicht fertiger Wein). Kaum hatten wir den Ort verlassen, brach an unserem Traktor die Achse; wir blieben liegen, und unsere Gertianoscher zogen weiter. ... Mit einem Rad fuhr einer mit der Achse nach Czece. Die Achse wurde in erstaunlich kurzer Zeit gerichtet, so daß wir noch am Nachmittag unseren Weg fortsetzen konnten.

Wir fuhren über Ritka, Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, durch Hügellandschaften mit Wäldern und Feldern. Unser Traktor war für den Ackerboden mit Eisenrädern versehen und rutschte ... auf den Asphaltstraßen. ... Auf dieser Strecke überholten uns mehrmals ungarische Einheiten, die uns Schmährufe zuriefen und Zeichen machten, was wir aber alles nicht verstanden. ... Wir erfuhren ... (erst später im) Rundfunk, daß man Horthy ... abgesetzt hatte. ... Spät in der Nacht kamen wir in Veszprem an und fuhren dort lange in der Stadt herum, bis wir gegen Mitternacht auf einem großen Platz viele Wagen unseres Trecks fanden. ... Es wurde immer schwerer, Futter für die Pferde zu bekommen.

Am nächsten Morgen trennten sich die Pferdewagen von den Traktoren, weil sie sich gegenseitig hemmten, man hoffte, leichter vorwärtszukommen. Die Pferdefuhrwerke zogen voraus, und bis auf wenige Stockungen überwandten sie ... die hügelige Gegend. Es sollte Quartier bezogen werden, aber man fuhr dann doch weiter, von einem inneren Drang getrieben, nach den Begebenheiten vor Balatonkenese, und man übernachtete nur kurz auf der Straße.

Die Treibstoffversorgung wurde immer schlechter. Man mußte sehen, wo man Treibstoff auftrieb, und so wurde auch der Traktorentreck zum Teil auseinandergerissen. Zeitweilig mußten wir uns gegenseitig abschleppen, was unsere Fahrt noch mehr verlangsamte. Spät kamen wir in Janoshaza an und übernachteten auf einem Strohlager in einem ausgeräumten Judenhaus. Zweimal hintereinander hatten wir Fliegeralarm.

Den ganzen nächsten Tag, am 17. Oktober, wurde wegen Benzin herumgelaufen, wir hatten nichts mehr und konnten nicht mehr weiterfahren. Mit großer Mühe erhielten wir etwas Treibstoff, mußten aber einen Trockentag einlegen, weil unsere Sachen wieder einmal vollkommen durchnäßt waren, da unsere Fahrzeuge nur notdürftig mit Zeltplanen gedeckt waren. Die Wa-

gen mußten nachgesehen werden, und da es noch immer so stark regnete, konnte man nicht weiterfahren. Hier überholten uns die Rudolfsnader. Am 20. Oktober ging es dann weiter ... nach Üjkér. Hier bekamen wir nur schwer Quartiere, wir mußten bei den Kühen im Stall schlafen. Einen Teil des kostbaren Benzins mußten wir gegen Futter für die Pferde vertauschen. In den Morgenstunden fuhren wir dann weiter, kurz nach dem Ort war wieder einmal Fliegeralarm. Über Lövö ... bis Kópháza ging die Fahrt weiter, hier übernachteten wir in Scheunen.

23. Oktober: Um 7 Uhr früh ging es nach Ödenburg. Vor der Stadt wurden unsere Papiere kontrolliert. Dann konnten wir durch die Stadt zur Grenze fahren. Dort hatten wir wieder eine große Steigung zu überwinden, die uns abermals Schwierigkeiten machte und Stockungen verursachte. Dabei regnete es fast ununterbrochen. Gegen 12 Uhr mittags erreichten wir die österreichische Grenze. Viele sahen dieses Schild mit dem schwarzen Adler zum ersten Mal in ihrem Leben. Die meisten (fühlten sich) nun geborgen, der Hölle entronnen und ahnten nicht, daß uns noch manches Unheil bevorstand.

Wir fuhren nicht, wie anfangs gesagt wurde, in Richtung Wiener-Neustadt, sondern auf Klingebach zu, wo unsere Personalien aufgenommen wurden und jeder dafür ein kleines Zettelchen bekam. Mensch und Pferd waren hier gut untergebracht, nur regnete es unaufhörlich, und wir hatten wieder keinen Treibstoff zum Weiterfahren. Man mußte einen Abstecher nach Eisenstadt machen, und mit Petroleum ging's dann schließlich doch weiter bis nach Neufeld an der Leitha, wo sich ein großes Flüchtlingsauffanglager befand. Der vielen kleinen Kinder wegen bekamen wir im benachbarten Ebenfurth ein Privatquartier, wo wir liebevoll aufgenommen wurden.<<